

Es herrschte in den nächsten Wochen eine sehr schwüle Stimmung in unserem Hause. Freilich hatten wir alle Hände voll zu tun jetzt, und die bleierne Müdigkeit, mit der man sich abends, schon halb schlafend, aufs Lager warf, war ein Segen; denn sonst hätte man sich wohl in den Nächten zergrübelt und mit Sorgen zerquält. Ich wußte aber auch so schon, was ich tun würde. Halb aus plötzlich erwachtem Trotz gegen meinen tyrannischen Vater, halb aus wirklicher Zuneigung zu meiner „Braut“, wie ich sie schon bei mir selbst nannte, hatte ich beschlossen, nicht von der kleinen, lieben Anna zu lassen, die ich nun um so ehrlicher und heißer liebte, je mehr mir das Verbotene dieser Leidenschaft bewußt ward. Mein Vater hatte sich also gründlich geirrt, wenn er der Meinung gewesen war, durch schroffe Machtworte meine innigsten Gefühle vertreiben zu können. Oft traf ich mit Anna des Abends im Dunkeln auf dem Feldwege hinter dem Bachbauerngute zusammen, wo die vier großen Linden standen und in der kühlen Nachtluft flüsternten. Ich erzählte ihr natürlich auch von dem Widerstand meines Vaters, und sie bat mich mit Tränen im Auge, ich sollte doch um ihretwillen dem Vater Gehorsam bezeigen und die reiche Braut suchen; sie wolle nicht schuld sein, daß Glück und Friede aus meinem Elternhaus flüchteten.

„Ach,“ erwiderte ich ihr, indem ich sie umschlang und sie leidenschaftlich an mich preßte, „das Glück hat bei uns nie gewohnt, und Friede ist bei uns gewesen, so wie er in einem Grabe haust. Kämeft Du, so wäre freilich alles besser, da würde mir erst die Sonne meines Lebens aufgehen. Nein, nein, Annel, Dich lasse ich nicht, Du machst mich reich!“

„Ja, elend mache ich Dich und unglücklich!“ seufzte sie, „und dabei liebe ich dich, daß es nicht zu sagen ist.“

Solche Zwiegespräche belebten und stärkten mich stets ganz gewaltig. Meine Mutter rührte dann und wann in einer sehr vorsichtigen und zarten Weise die Frage der Heirat an und meinte, ich würde mich wohl oder übel in den Willen des Vaters fügen müssen und er wolle ja auch mein Bestes; doch ich vermied es regelmäßig, irgend eine bestimmte Erklärung zu geben. Dem Vater ging ich aus dem Wege, soviel es sich einrichten ließ.

Es dauerte jedoch nicht lange, so stellte er mich wieder und fragte mich geradezu, ob ich mich nun besonnen und meine Kinderei eingesehen hätte.

„Vater, das ist keine Kinderei!“ entgegnete ich laut und fest „und besonnen habe ich mich, daß ich keine andere Heiraten werde als die Anna.“

Kein Wort gab der Vater zur Antwort; er ging hinaus und schlug die Tür krachend zu. In den nächsten Tagen würdigte er mich keines Blickes, geschweige denn eines Wortes, nicht des bescheidensten Grußes. Es war unheimlich, bei uns zu leben, und mein Herz schwebte beständig in einer schmerzlichen Ratlosigkeit, wie denn dieser furchtbare Zwiespalt am besten zu beseitigen sei.

An dem Sonntag, der nun folgte, kam es zu einem entsetzlichen Zusammenstoß. Es war am frühen Morgen; wir rüsteten uns zum Kirchgang, und da ich eher als die Eltern mit dem Ankleiden fertig war, so ging ich ein paar Schritte hinter unser Gehöft, um nach dem Hafer zu sehen, der seit einigen Tagen auf dem Felde gemäht lag. Ich fühlte da und dort nach, wie trocken er wäre. Auf einmal, wie aus dem Boden gewachsen, stand der Vater neben mir und blickte mich düster an. Ich trat einen Schritt zurück.

„Ich muß Dich noch einmal fragen, ob Du mir endlich gehorchen willst, wie ein Sohn seinem Vater gehorchen soll!“ sagte er dumpf; ein verhaltener Grimm grollte aus ihm.

„Vater, ich bin Dir stets gehorsam gewesen; aber ich fühle mich alt genug, daß ich diesmal meinen eigenen Weg gehen kann!“ erwiderte ich fest.

Jetzt brach plötzlich der Zorn meines Vaters aus. Die Röte stieg ihm in das faltige und runzlige Gesicht, daß es ordentlich anzuschwellen schien vor Erregung. „So soll Dich Gott der Herr strafen, Du ungehorsamer Sohn, undankbarer!“ schrie er so laut, wie ich ihn noch nie hatte schreien hören, und wie ein erzürnter Gott selbst trat er auf mich zu, packte mich und begann mit seiner harten Faust mich ins Gesicht zu schlagen, schonungslos, brüllend vor Wut. Doch da wurde auch mir das Blut heiß; ich wollte mich nicht ehrlos prügeln lassen wie ein Hund; ich schlug — Gott verzeih mir die Sünde! — den Vater wieder. Ich stieß ihn gegen die Brust, und mein Jähzorn legte so viel von meiner jungen, unverbrauchten Bauernkraft in diesen Stoß hinein, daß mein Vater ins Straucheln geriet und niederstürzte. Dies brachte mich sofort wieder zum Bewußtsein, und voll Schreck dachte ich im ersten Augenblick gar, ich wäre an meinem Vater zum Mörder geworden. Das böse Gewissen überfiel mich; ich rannte schnurstracks davon, dem nahen Bergwalde zu. Als ich an dessen Saume innehielt und mich umwandte, sah ich zwar, daß der Vater sich wieder erhoben hatte, doch er drohte mit der Faust nach und schrie unverständliche Verwünschungen. Die Rückkehr nach Hause war mir jetzt versperrt; trotzig und im Herzen mit aller Welt zerworfen war ich, als ich in den Wald eindrang.

Was sollte ich nun tun? Vorläufig wirbelten mir die Gedanken, von Bestürzung, Zorn und Scham getrieben, in ungeordneter Flucht durch das Hirn. Ich stieg auf einem steinigen Pfade immer höher bergan, während die schöne strahlende Augustsonne schon heiß über den Baumwipfeln stand. Nur das eine war mir klar und unabwendbar, nämlich, daß ich weit, weit fort müßte, hinaus aus dem Machtbereich des Vaters, aus der Enge und Qual und Schande des Zusammenlebens mit ihm, irgendwohin, wo ich ein neues Leben unter fremden Menschen beginnen konnte, und sei es als schlechtbezahlter Knecht oder Lehrling.

Fort von daheim! Diese innere Weisung spornte mich an, daß ich, auf dem Stamm der Bergkette angelangt, nur einen traurigen und haßerfüllten Abschiedsblick für mein Vaterhaus übrig hatte, das da in scheinbarem Sonntagfrieden tief unten im Grunde lag; dann aber eilte ich den Südrhang hinunter und ballte noch oft die Faust im Gedenken an die zuvor erlittene Schmach und stieß zwischen den Zähnen Drohworte gegen meinen Vater hervor, so als kämpfte ich noch mit ihm leibhaftig.

Fort von daheim! Dieser Schrei, der mir aus erbohtem Herzen immer wieder aufzuckte, jagte mich durch das Tal auf der anderen Seite unseres Gebirgszuges, jagte mich wieder hinauf und hinab, von einer Höhe zur anderen, in eine immer fremdere Gegend hinein. Aus den Gründen der Nähe und der Ferne schallte das Geläut der Sonntagsglocken zu mir; es war ein sehr feierlicher Vormittag ohne Wind und Wolke; doch merkte ich kaum etwas davon, außer in kurzen Augenblicken, wo mich dann der Schmerz des Ausgestoßenseins plötzlich überfiel. Allen Menschen wich ich aus und verbarg mich hinter Büschen oder machte im Walde einen Umweg, wenn ich sie mir entgegenkommen sah oder hörte. Die Dörfer durchquerte ich, und eilte sogar an den Kindern mit gelenkten Augen scheinbar vorbei, so daß sie sich wohl laut und lachend über mich zu unterhalten begannen.

Fort von daheim! Dieses aus heißer Not geborene Verlangen ward mit immer schärferer Bitterkeit und immer weherem Bedauern gemischt, je weiter ich mich jetzt von der Heimat entfernte. So wie mir die Dörfer samt ihren Bewohnern unbekannt wurden, so wuchs auch in meinem Herzen das Gefühl der Verlassenheit und der Ausgestoßenseit. Muß nicht für einen, der mehr als zwei Duzend Jahre hindurch mit seiner Heimatscholle fester und fester verwachsen ist, die ganze Welt ins Wanken geraten, wenn ihm diese Daseinsgrundlage plötzlich entzogen wird? Zwar war ich jung und spürte Kraft in mir, ein Leben neu auf-